

(Nachdruck verboten.)

Creddy.

Roman von Bret Harte.

I.

Als der Lehrer von Indianerbrunn aus dem Fichtenwalde auf die kleine Lichtung vor dem Schulhause trat, hielt er mit Pfeifen inne, gab seinem Gut einen weniger flotten Sitz, warf einige unterwegs gesammelte Blumen zu Boden und nahm auch sonst eine Miene an, wie sie sich für seine Würde und sein reifes Alter schickte — er zählte mindestens zwanzig Jahre. Nicht daß er das für gewöhnlich als etwas künstlich Angenommenes ansah; vielmehr war es seine feste Ueberzeugung, daß er andren, ebenso wie sich selbst, mit der aus tiefer und gründlicher Erfahrung resultierenden Mischung von Strenge und Mäßigkeit imponiere.

Das Gebäude, welches die Schulverwaltung von Turlunne County in Kalifornien ihm und seiner Herde angewiesen hatte, war ursprünglich eine Kirche gewesen. Und es lag auch noch ein leiser Hauch von Heiligkeit auf ihm, welcher sich indes mit einem späteren und etwas spirituoseren Duft politischer Diskussionen mischte, den es dadurch erlangt hatte, daß es wöchentlich als Tribüne benützt wurde zur Proklamierung von allerhand Parteigrundsätzen. Einige Gebetbücher mit vielen „Gefelsohren“ standen auf dem Pult des Lehrers und die schwarze Schultafel bedeckte nur unvollkommen einen leidenschaftlichen Ausruf an die Bürger von Indianerbrunn, bei der Wahl des Vorstehers ihre Stimmen für Stebbins abzugeben. Dem Lehrer hatten die großen schwarzen Buchstaben des Plakats gefallen, und er hatte, um gleichzeitig den umherwandernden Blicken seiner kleineren Schüler einen Anziehungspunkt zu geben, dasselbe zugleich als orthographische Vorschrift dort belassen, wo es den Kleinen Anlaß zu allerlei amüsanten Buchstabierübungen gab.

Nachdem er einen großen Schlüssel aus der Tasche geholt hatte, öffnete der Lehrer die Thür und trat einige Schritte zurück, eine Vorsicht, zu welcher ihn der Umstand trieb, daß er einmal dicht an der Schwelle eine ganz respectable Klapperschlange liegen gefunden hatte. Eine leichte Unruhe, welche dem Öffnen folgte, ließ die Vorsicht noch begründeter erscheinen und bewies, daß der Raum von mancherlei lebenden Wesen als Versammlungsort benützt wurde. Eine bunte Gesellschaft von Gelbvögeln und Eichhörnchen einteilte durch die zerbrochenen Dielen und Fenster, nur eine goldene Eidechse blieb vor Schreck erstarrt auf dem Rande eines Rechenheftes sitzen und rührte das Herz des Lehrers durch ihre Hehnlichkeit mit einem eingeschlossenen und vergessenen Schüler, welcher über der schweren Arbeit eingeschlummert ist.

Die Hände zusammenschlagend und mit einem wiederholten „Sch!“ ging er zwischen den engen Bänken durch, legte das vergessene Rechenheft an seinen Platz und nahm von den Schultischen hier und da ein Stück Mörtel oder Holz auf, das von der Decke herabgefallen war. Als er sein Pult erreicht hatte, hob er dessen Deckel und schaute ein paar Augenblicke lang hinein. Dieses scheinbare Nachdenken war indessen nichts weiter als ein Beschauen seines eignen Gesichtes in einem kleinen Handspiegel, der dort angebracht war, wobei er überlegte, ob es nicht nötig sein werde, um seinem Antlitz die berufsmäßige Würde zu geben, den keimenden Schnurrebart zu opfern. Doch nun schlug der Ton jugendlicher Stimmen an sein Ohr, helle Ruße und kurzes Lachen kamen aus verschiedenen Richtungen — nicht unähnlich wie bei den Vögeln und Eichhörnchen, die er eben verjagt hatte. Aus diesen Anzeichen erkannte er, daß es neun Uhr sei, und seine Schüler herbei eilten.

Sie kamen in ihrer gewöhnlichen Art — wie es in allen Landschulen der Welt Gebrauch — unregelmäßig, hastig und immer wie zufällig, einige Hand in Hand, andre getrieben oder gezogen von den älteren, manche in zerstreuten Gruppen, die mehr oder weniger und oft nur durch die Stimmen in Zusammenhang standen, welche einen Raum von gut einer halben Meile beherrschten, aber nie allein, immer mit irgend etwas beschäftigt, das mit der eigentlichen Tagesarbeit nichts zu thun hatte, aus Gräben, hinter Bäumen oder Zäunen plötzlich hervorkommend, an der Straße unerwartet nach allerlei

unmotivierten Umwegen zusammentreffend — anscheinend auf dem Wege überallhin, nur nicht zur Schule! So unvorhergesehen waren sie da, daß der Lehrer, noch wenige Augenblicke vorher außer Stande, einen zerrissenen Knaben- oder Mädchenhut zu gewahren, jedesmal erstaunt war, sie plötzlich unter seinen Fenstern zu hören, als wären sie wie die Vögel von den Bäumen herabgekommen. Auch verhielten sie sich gegenüber ihren Pflichten immer in gleicher Weise; stets erschienen sie müde und unwillig, mit einem mürrischen Wesen, das vielleicht hinterher in heuchlerische Freundlichkeit umschlug, ohne Ausnahme aber mit ihrer wahren Natur bis zum letzten Moment zurückhaltend und die etwaige Trägheit erst an der Schwelle zurücklassend. Und wenn sie in ihren Bänken saßen, betrachteten sie sich allmorgendlich mit dem gleich großen Erstaunen und der täglich wiederkehrenden freudigen Erwartung des geheimen Witzes, der mit dieser Zusammenkunft vielleicht bezweckt sein könnte.

Der Lehrer hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, diese vorläufige Unstätigkeit seiner kleinen Herde dazu auszunützen, sich über interessante Vorfälle auf dem Wege zur Schule berichten zu lassen; oder wenn das bei ihrer Scheu davor, zu bekennen, was sie interessiere, nicht gelang, fragte er auch nach Neuigkeiten, die ihnen seit ihrem letzten Beisammensein zu Ohren gekommen. Das hatte er gethan, teils um ihnen Zeit zu geben, sich an die Schulatmosphäre wieder zu gewöhnen, teils wohl auch, weil es ihn, ungeachtet seiner schulmeisterlichen Würde, höchlich amüsierte. Es hielt sie auch davon ab, ihn selbst mit großen Augen und offenem Munde zu betrachten — eine regelmäßige Morgeninspektion, welche sich auf jede Einzelheit in seinem Aeußern erstreckte und jede Aenderung oder Abweichung Gegenstand leiser Gestüßers oder hellen Staunens werden ließ. Er wußte, daß sie ihn genauer kannten, als er sich selbst, und deshalb war ihm das Angedenken von seiten dieser kleinen Helfeher nicht gerade angenehm.

„Run?“ begann der Lehrer.

Es folgte die gewöhnliche Pause schüchternen Zögerns, das sich schließlich entweder in ausgelassene Lustigkeit oder erheuchelte Aufmerksamkeit verwandelte. In den letzten sechs Monaten wurde diese regelmäßig an jedem Morgen von dem Lehrer gestellte Frage als ein verhüllter Scherz angesehen, welcher den schrecklichen Unterricht einleitete oder nur zu einer Frage aus den abscheulichen Büchern vor ihm führen konnte. Und doch besaß auch dieser Anstrich von Gefahr seine Reize. Hans Jilgen, ein kleiner Junge, wurde sehr rot und rief, ohne aufzustehen, im höchsten Diskant: „Tige hat —“ ließ aber dann seine Stimme zu leisem Gestüßter herabsinken.

„Nur dreist, Hans!“ ermunterte der Lehrer.

„Ach, Herr Lehrer, das is nichts — gar nichts Neu's,“ bemerkte Rupert Jilgen, sein älterer Bruder, indem er stürmzelnd auf Hans blickte; „er is bloß so dumm und müßt' Haue kriegen.“ Als er sich so unerwartet stehen und anscheinend am Schluß einer langen Rede fand, errötete er gleichfalls und fügte dann eilig hinzu: „Jimmy Snyder — der hat was gesehen. Fragen Sie den!“ worauf er sich setzte — in aller Augen ein Held.

Jedes Auge und auch das des Lehrers richtete sich nun auf Jimmy Snyder. Doch dieser jugendliche Beobachter, der gerade Kopf und Schultern unter die Bank gesteckt hatte, verharrte dort prustend wie unter Wasser. Zwei bis drei Nachbarn bemühten sich mit einiger Anstrengung, ihn wieder an die Oberfläche zu befördern. Der Lehrer wartete geduldig. Diese Pause benützte wieder Hans Jilgen, um in der höchsten Tonlage nochmals zu beginnen: „Tige hat sechs —“ worauf er sich setzte.

„Vorwärts, Jimmy!“ sagte der Lehrer mit einem Anflug von Strenge. So gedrängt, tauchte Jimmy Snyder glühend empor und erzählte mit vielen Pausen und Ausrufungszeichen: „Ich sah, wie ein schwarzer Bär aus Davissons Wald kam, ganz nahe an mich heran, so nahe, wie Sie jetzt bei mir sind, und so groß war er wie ein Pferd — und grunzt und schnappt mit dem Maul! Ich aber kriegte einen Stein zu fassen — ganz gewiß!“ — (letzteres richtete sich gegen ein Murren des Zweifels) — „und da drückte er sich. Bär' er noch näher gekommen, ich hätt' ihm mit der Tafel eins ins Gefräß gebrannt — wahrhaftig!“

Der Lehrer hielt es hier nötig, zu unterbrechen und ernst zu bemerken, daß Vären von der Größe eines Pferdes mit einer Schultafel schlagen ebenso gefährlich sei für die Tafel (die überdies Eigentum von Turlumne County) wie für den Schläger, und daß das Verbium „brennen“ ebenso unzulässig sei wie das Substantivum „Gesfräß“. So zurechtgewiesen, setzte sich Jimmy nieder, ohne doch in dem Glauben an seinen eignen Mut erschütterter zu werden.

Eine kleine Pause folgte, aus welcher wieder der kleine Jilgen Nutzen zu ziehen suchte, indem er noch lauter rief: „Tige hat —“, allein die Aufmerksamkeit des Lehrers lenkte sich auf die suchenden Augen der elfjährigen Octavia Dean, die, wie es bei ihrem Geschlecht üblich, gesehen werden wollte, ehe sie sprach. Als sie seinen Blick aufgefunden hatte, warf sie mit einer leichten Bewegung das Haar zurück, erhob sich und sagte mit einem Anflug von Röte:

„Cressy Mc Kinstry ist von Sacramento nach Hause gekommen. Frau Mc Kinstry hat Muttern gesagt, daß sie wieder in die Schule kommen will.“

Der Lehrer blickte mit einer Lebhaftigkeit auf, welche sich mit seiner rauhen Strenge vielleicht nicht recht vertrug. Als er sah, daß das Mädchen ihn voll Neugierde und mit einem Bächeln der Erwartung betrachtete, bedauerte er seine Lebhaftigkeit. Cressy Mc Kinstry, die sechzehn Jahre zählte, war eine der Schülerinnen gewesen, welche er bei dem Antritt seines Amtes vorgefunden hatte. Doch hatte er auch zugleich gefunden, daß sie dort eine unpassende Rolle spielte, da sie mit einem gewissen Seth Davis, einem Mitschüler von neunzehn Jahren, verlobt war; und da die Liebesleien ungeniert während der Schulstunden betrieben worden, wie sein Vorgänger es ruhig zugelassen hatte, war der Lehrer genötigt gewesen, den Eltern des Paares die nachteiligen Folgen klar zu machen welche ein solches Verhältnis auf die Schuldisciplin haben müsse. Der Erfolg war der Abgang der Liebenden und vielleicht auch das Wohlwollen der Eltern gewesen. Die Rückkehr der jungen Dame hatte demnach eine gewisse Bedeutung. War der Protest des Lehrers angenommen oder das Verlöbniß aufgelöst?

„Tige“, rief Hans mit beunruhigender Deutlichkeit, „hat sechs Junge — alle gelb.“

In das Gelächter, welches auf diese lange zurückgehaltene Anknüpfung über die Vergrößerung der Familie von Hansens unausstehlichem gelbem Setter „Tiger“, der ihn gewöhnlich nach der Schule zu begleiten und draußen zu heulen pflegte, stimmte der Lehrer herzlich ein. Dann sagte er ernst: „Bücher!“ Die kleine Morgenandacht war zu Ende und die Schule begann.

Mit ihren kurzen Senszern, Runzeln der kleinen Stirnen und leisen Magerufen, dem Knirschen der Griffel auf den Schiefertafeln und anderen Zeichen der Bangigkeit bei den Kleineren, mit leisem Flüstern, Bewegen der Lippen und unbewußten Monologen bei den Älteren dauerte sie zwei Stunden. Der Lehrer schritt langsam zwischen den Bänken auf und nieder, hier aufmunternd, dort erklärend, oder blieb mit den Händen auf dem Rücken am Fenster stehen und schaute, nicht wenig beneidet von den Kleinen, ins Freie hinaus. Ein leises Summen, wie von unsichtbaren Insekten, ging durch die Schule; das anklingende Brummen einer großen Biene wirkte bedenklich einschläfernd. Der heiße Duft der Fichten draußen drang durch Thür und Fenster ein; die Schindeln und Verschalungen trachten und barsten unter den senkrechten Strahlen der unerblickten Sonne. Ein leichter Schweiß brach wie eine milde Epidemie in der Klasse aus; die kleinen Voden wurden feucht, die Augen matt und die Lider schwer. Der Lehrer selbst fuhr auf und erwachte aus einem gefährlichen Traume von andren Augen und Voden; es war ihm nicht ganz leicht, sich zu sammeln. Denn vor der offenen Thür stand unschlüssig in halb verwirrter, nachlässiger Haltung ein Mann. Zum Glück konnten ihn die Kinder nicht gewahr werden, da sie mit dem Rücken nach der Thür saßen.

Doch war die Gestalt weder besorgnisserregend noch unbekannt. Der Lehrer erkannte in ihr sofort Ben Dabney, auch „Onkel Ben“ genannt, einen gutmütigen, aber nicht besonders klugen Goldgräber, welcher draußen an den Grenzen von Indianerbrunn auf seinem wenig ergiebigen Claim eine kleine Hütte bewohnte. Sein Titel „Onkel“ war augenscheinlich nur ein ironischer Tribut für seine lebenswürdige Ungelesenheit und seine ungefüge Gutmütigkeit, denn er war noch ein junger Mann ohne jegliche Familienbände, der aus besonderer Schüchternheit nicht einmal die wenigen Familien der

Nachbarschaft besuchte. Als der Lehrer aufblickte, erinnerte er sich mit Unbehagen, daß Ben ihn bereits seit zwei Tagen verfolgte, indem er auf seinem Wege vor und nach der Schule bald auftauchte, bald wieder verschwand wie ein ungewöhnlich zurückhaltender und scheuer Geist. Daraus schloß der Lehrer, daß er wie die meisten Geister etwas wesentlich ihn selbst Betreffendes mitzuteilen habe. Der halb bittende Blick der Erscheinung veranlaßte ihn, dieselbe mit einem energischen Kopfschütteln zu bannen, worauf sie auch ängstlich von der Thür verschwand, um aber schon nach wenigen Minuten an einem der Fenster wieder aufzutauhen. Da die Klasse den Erschienenen wie einen Gesandten des Himmels begrüßte, sah sich der Lehrer genötigt, zur Thür zu gehen und ihn ernstlich fortzuweisen, worauf er sich bis zur Fenz zurückzog, auf der höchsten Latte Platz nahm, sich mit seinem Messer ein Stück Holz davon abschneift und ruhig und geduldig daran herumschnitzelte. Als indes die Pause kam und die kleine Schar auf die Pichtung vor dem Schulhause stürmte, war Onkel Ben schon fort. Ob das Erscheinen der Kinder zu seiner Mission als Geist nicht passen wollte, oder ihm im letzten Augenblick der Mut fehlte, vermochte der Lehrer nicht zu ergründen. So wenig angenehm aber auch die Unterredung zu werden versprach, fühlte sich der Lehrer doch unangenehm enttäuscht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Tiere als Simulanten.

Die Frage, ob die komplizierten Handlungen, die manche Tiere zu vollbringen im stande sind, auf Rechnung des Verstandes oder des Instinkts zu setzen sind, beschäftigt den Naturforscher unausgesetzt; sei es um zu beweisen, daß die Tiere nichts andres sind, wie wunderbar kunstvoll konstruierte Maschinen, oder sei es, um zu zeigen, daß wir Erscheinungen innerhalb der Tierwelt begegnen, die sich durch das Schlagwort „Instinkt“ nicht befriedigend erklären lassen. Der moderne Naturforscher, der den Erscheinungen ohne Voreingenommenheit entgegentritt, wird sich schwerlich dazu verstehen können, eine Grenze zwischen Vernunft und Instinkt zu ziehen, da letzterer Begriff jeder exakten Definition spottet. Wir verstehen unter Vernunft oder Verstand zumeist die Fähigkeit, die mit Hilfe des Gedächtnisses gesammelten Erfahrungen zum Zwecke ihrer Erhaltung zu verwerten. Aber sowohl Gedächtnis als auch Erfahrung sind abstrakte Begriffe, die wir nur aus ihren Äußerungen kennen. Und von diesem Gesichtspunkt aus ist es nicht angängig, denselben Äußerungsformen bei Tier und Mensch verschiedene Ursachen zuzuschreiben, verschiedene Namen zu geben. . . . Aber nicht nur den Äußerungen der alltäglichen Erfahrung begegnen wir bei Tieren; auch Liebe, Haß, Neugier, Verschlagenheit, List usw. lassen sich bei ihnen beobachten. Ein französischer Nervenarzt konstatierte vor nicht zu langer Zeit, daß Tiere infolge starker Gemütsregungen hysterisch werden können. Fleißig gesammelte Beobachtungen haben ergeben, daß Tiere Krankheiten oder Tod außerordentlich geschickt simulieren, um der Gefahr zu entgehen oder sich irgendwelche Vorteile zu verschaffen.

Am allerweitesten ist das Simulieren des Todes bei Spinnen und andren Insekten verbreitet; das Tier, das ohnehin die Farbe der Umgebung hat, sibt auf dem Blatte oder fällt zu Boden und bleibt dort unbeweglich liegen, sodaß es überhaupt nicht oder nur mit größter Mühe zu entdecken ist. Ist die Gefahr vorüber, so lebt es wieder auf. Ich glaube nun nicht, daß dieses „Totstellen“ der niederen Tiere bewußt geschieht; es dürfte sich vielmehr im Laufe der Jahrtausende durch Selektion im Kampfe ums Dasein herausgebildet haben. Die Angriffsvorrichtungen der kleinen Insekten kamen ihren größeren und stärkeren Verfolgern gegenüber gar nicht in Betracht; sie mußten also vielmehr auf die Ausgestaltung ihrer Schutzvorrichtungen bedacht sein, die sie den Angriffen oder Bissen ihrer Verfolger entziehen konnten. Eine solche ungemein wirksame Schutzvorrichtung ist beispielsweise die „mimicry“, die darin besteht, daß das betreffende Tier, sei es seine Umgebung, sei es andre Tiere, in ihrer äußeren Erscheinung nachahmt. Beim Weißchen finden wir die erste, beim Männchen die zweite Art von mimicry. Aber das Anpassen an die Umgebung bietet noch nicht genügend Schutz, da die Bewegungen den auf Nahrungsbeute ausgehenden Tieren verraten, daß hier für sie etwas zu holen war. Nun waren die Insekten, die sich beim Gerannabes des Feindes ganz still verhielten, viel besser dran, als die, die die Flucht ergriffen und dem Verfolger unfehlbar in die Hände fielen. Diese Insekten hatten also die beste Chance, sich fortzupflanzen, bis schließlich nur diejenigen zurückblieben, die den Tod zu simulieren im stande waren.

Wenn man nun bei diesen Tieren niederer Ordnung auch fragen kann, die Simulation geschehe nicht mit vollem Bewußtsein, so trifft dies bei höher organisierten Tieren absolut nicht zu. Hier begegnen wir Beispielen von Simulation, die nicht mehr darauf hinaus will, sich vor dem Tode zu retten, sondern die direkt

sich einen Vorteil zu verschaffen sucht, also den Ausfluß einer genauen Ueberlegung vorstellt. Folgendes Beispiel erzählt ein in Indien domizilirender Arzt. Er wohnte in einem Hause, das von schönen Wiesen umgeben war, die sehr oft von Viehherden aus der Nachbarschaft heimgeführt wurden. Vergebens bemühten sich die Diener des Arztes, die umgebenden Gasse zu vertreiben. Nur mit Viehen und Weitschlägen konnte das Viehschlag wieder geläubert werden. Eines Tages kam nun einer der Knechte zu dem Arzt und erzählte ihm, er habe einen großen Stier geschlagen und dieser sei tot hingefallen. Bedenkt man, daß es sich um einen sogenannten „heiligen“ Stier handelte, der in Indien die unbeschränkste Freiheit zu genießen gewohnt ist und den niemand an Fressen zu verhindern wagt, so wird man begreifen, daß der Eigentümer der Wiesen sich durch den Zwischenfall sehr peinlich berührt fühlte, der ihn nicht nur mit der Bevölkerung, sondern auch mit den Behörden in Konflikt bringen konnte. Er begab sich alsbald an den Ort der That und sah dort thätigst den Stier in einen Zustand, der auf Tod schließen ließ; leblos hingestreckt lag er da, mit schlaffen Muskeln und ließ sich ruhig anfassen. Der Arzt begab sich nun nach Hause und überlegte, was er thun solle, als sein Diener freudestrahelnd ankam und ihm meldete, der Stier sei wieder ins Leben zurückgekehrt. Ein Blick durchs Fenster zeigte, daß der Stier ruhig seine Mahlzeit fortsetzte. Von nun ab stellte er sich jedesmal tot, sowie man den Versuch machte, ihn von der Wiese wegzujagen.

Ein anderer Fall! Der amerikanische Naturforscher Coral C. White erzählt, daß ein Fuchs sich eines Tages durch eine enge Öffnung in einen Hühnerstall gezwängt hatte und nun dort ganz lammlich zu hausen begann. Vollständig gesättigt, versuchte Meister Meinede wieder zum selben Loch hinauszukommen, was ihm aber nicht mehr gelingen wollte, da er in Folge der reichlichen Mahlzeit sehr an Umfang zugenommen hatte. Was nun thun? Das schlaue Tier legt sich flach auf den Boden und stellt sich tot, daß der Knecht, der in der Frühe in den Hühnerstall tritt, es beim Schwanz nimmt und dann auf einen Misthaufen auf dem Hofe wirft. Kaum spürt sich aber der Fuchs im Freien, da macht er seine, so daß der verblüffte Knecht kaum Zeit hat, sich von seiner Verwunderung zu erholen, und der Fuchs das Weiße gewinnen kann.

Eine noch charakteristischere Geschichte erzählt der französische Zoologe und Jäger de Cherville. Er hatte einen jungen Fuchs, der allen Jähmungsversuchen widerstand; man mußte sich ihm mit allergrößter Vorsicht nahen, um nicht gebissen zu werden. „Eines Tages“, erzählt nun de Cherville, „ging ich wieder in den Stall, um meinen Fuchs zu füttern. Ich fand ihn hingestreckt ohne Bewegung; ich rief ihm, jedoch ohne Resultat. Ich hob seinen Kopf in die Höhe und er ließ sich das — gegen seine sonstige Gewohnheit — ruhig gefallen. Da ich aber spürte, daß er noch warm war und auch die Atmung noch funktionierte, schloß ich, daß er zwar nicht tot, aber sehr krank sei. Da das Halsband des Fuchses thätigst viel zu eng war, glaubte ich, daß er einen heftigen Entzündungsanfall habe und entkloß mich, das Halsband abzunehmen. Kaum hatte ich aber diese That vollbracht, als der Stimulant wieder ganz gesund auf den Beinen war, und sich so geschwind davon machte, daß ich nicht einmal Zeit hatte, den Versuch zu machen, ihn wieder einzufangen.“

Auch Wölfe simulieren vorzüglich. Es ist beispielsweise bekannt, daß, wenn ein Wolf in die Grube fällt, er bewegungslos liegen bleibt und sich ruhig fortzuschleppen läßt, ja selbst Sälage vermögen es nicht, ihn aus seiner Nolle herauszubringen. Ebenso oft ist das Simulieren bei Mäusen beobachtet worden, wobei das Interessante darin besteht, daß die Krabe sich durch dieses Simulieren nicht täuschen läßt, sondern nur scheinbar darauf eingeht. Auch die Elefanten pflegen sich erfolgreich dem Einfangen zu widersetzen, indem sie sich auf die Erde hinwerfen und sich ruhig mit Schlägen traktieren lassen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Schon oft ist die Behauptung aufgestellt worden, daß die vorgeblückte Intelligenz des Affen eine nur scheinbare sei, daß er thätigst nur eine sehr komplizierte, sehr gut funktionierende Nachahmungsmaschine vorstelle; eigne Initiative fehle ihm vollständig! Dieser Behauptung widerspricht aber der Umstand, daß auch der Affe zu simulieren versteht, wozu doch gewiß eigne Initiative gehört. Ein noch nicht ganz gezähmter Affe wurde an einer langen Schnur an einen Baum angebunden. Wenn nun der Affe auf dem Gipfel des Baumes saß, kamen die Krähen und fraßen ihm sein unten stehendes Futter weg. Kaum merkten sie aber, daß er sich aufschickte, wieder vom Baume herabzu steigen, so stellten sie sich in einiger Entfernung auf, gleichsam den gefangenen Affen verhöhrend, der ihnen nichts anhaben konnte. Wie half sich nun der intelligente Vierhänder? Er kroch auf den Gipfel des Baumes und nachdem er dort eine Zeitlang verweilt, simulirte er ein starkes Unwohlsein, glitt langsam zur Erde und blieb regungslos liegen. Die Krähen, die im ersten Augenblick gestohlen waren, schienen bald in den Glauben versetzt, der Affe sei tot, und kamen, um das Totemahl an ihm zu halten. Der erste Vogel jedoch, der in den Bereich der Hände des Affen kam, bewirkte die blitzschnelle Auferstehung des Simulanten. Er packte die wechselfe Krähe bei den Flügeln und begann ihr eine Feder nach der anderen bei lebendigen Leibe anzuzerren, bis nur noch einige Schwanzfedern übrig blieben. Dann warf er sein so grausam zugerichtetes Opfer, gleichsam triumphierend und den andern zur Warnung, in die Luft. Der Beobachter dieses Faktums versichert, daß der kluge Affe von diesem Tage an von Krähenbesuchen verschont blieb.

Kann man dieses verbürgte Faktum wohl auch unter den Begriff des Nachahmungstriebes subsummieren? Oder wie könnten die Anhänger der Instinkttheorie all die mitgetheilten Thatfachen erklären, wenn sie nicht zugeben wollten, daß das Tier ebenso wie der Mensch Erfahrungen sammelt und sie dort verwertet, wo es ihm Vorteile zu verschaffen in der Lage ist?!

Dr. S. Stefan

(Nachdruck verboten.)

Am Angesichte des Lebens.

Von Maxim Gorli. Deutsch von Karl Fall.

Vor dem Antlitz des harten Lebens standen zwei Menschen, die mit ihm unzufrieden waren. Auf die Frage: „Was erhofft Ihr von mir?“ gab einer von ihnen mit müder Stimme zur Antwort: „Mich betrübt die Gransamkeit Deiner Widersprüche; vergebens sucht mein Geist den Sinn des Seins zu erfassen. Mein Selbstbewußtsein sagt mir, daß der Mensch das beste aller Geschöpfe ist.“

„Was willst Du von mir?“ fragte das Leben gleichgültig.

„Glück! . . . Für mein Heil aber ist es erforderlich, daß Du zwei Kardinalwidersprüche meiner Seele auslöschst: mein „ich will“ mit Deinem „Du mußt“.“

„Wünsche das, was Du für mich mußt“, sagte streng das Leben.

„Ich will Dein Opfer nicht sein!“ rief der Mensch laut. „Ich will über das Leben herrschen, und muß nun unter der Last seiner Gesetze leiden. Wozu?“

„Sagen Sie's doch einfacher!“ sprach der andre, der dem Leben näher stand. Der erste aber fuhr fort, ohne auf die Worte des Kameraden zu achten:

„Ich will frei sein und leben im Einklang mit meinen Wünschen. Für meinen Nächsten will ich aus Pflichtgefühl weder Bruder noch Knecht sein; ich will das sein, was ich selbst wählen werde: Sklave oder Bruder. Ich will der Gesellschaft nicht der Stein sein, den sie hüllegt, wohin und wie sie will, indem sie für sich Häuser der Wohlfahrt baut. Ich bin ein Mensch, ich bin der Geist und Sinn des Lebens, frei muß ich sein!“

„Halt“, sagte das Leben, hart lächelnd. „Du sprichst viel, und alles, was Du ferner sagen wirst, ist mir bekannt. Du willst frei sein! Nun denn! Sei's! Kämpfe mit mir, befehle mir und sei mein Gebieter; ich will dann Dir unterthänig sein. Du weißt, daß ich apathisch bin und mich meinen Besiegern immer leicht ergab. Aber überwinden muß man! Bist Du fähig, um Deine Freiheit mit mir den Kampf aufzunehmen? Bist Du stark genug zum Sieg und glaubst Du auch an Deine Kraft?“

Und der Mensch sprach mutlos: „Du hast mich zum Kampfe mit mir selbst verleitet, Du hast meine Vernunft geschärft wie ein Messer; es stieß sich mir in die Seele und zerstörte sie!“

„Sprechen Sie energischer mit dem Leben, jammern Sie nicht“, sagte der andre.

Der erste aber fuhr fort: „Ich will jetzt von Deinem Joche andrücken. O, laß mich doch das Glück genießen!“

Das Leben begann wiederum mit eisigem Lächeln:

„Sage: wenn Du sprichst, verlangst Du oder bittest Du bloß?“

„Ich bitte“, sagte der Mensch.

„Du bittest wie ein Gewohnheitsbittler; aber, mein Lieber, ich muß Dir's sagen: das Leben giebt keine Almosen. Und weißt Du noch etwas? Der Freie bittet nicht, er nimmt selbst seine Gaben. . . Du aber, Du bist mir ein Sklave Deiner Begierden, nichts weiter. Frei ist bloß der, der Kraft genug besitzt, um allen Wünschen zu entsagen und einen Wunsch erfüllen will. Hast Du verstanden? Laß' mich in Ruhe!“

Er begriff. Wie ein Hund setzte er sich zu Füßen des leidenschaftlosen Lebens, um ruhig die Bissen und Ueberbleibsel vom Tische des Lebens aufzufangen. —

Da schauten die farblosen Augen des strengen Lebens auf den andern Menschen, der ein grobes, aber gutmütiges Gesicht hatte.

„Um was bittest Du?“

„Ich bitte nicht, ich fordere!“

„Was?“

„Wo ist die Gerechtigkeit? Gieb sie Her! Alles andre will ich später nehmen, zunächst aber bedarf ich mir der Gerechtigkeit. Ich habe lange gewartet, ich wartete geduldig, ich lebte in der Arbeit, rastlos, lichtlos! Ich wartete. . . Nun ist's genug! Jetzt muß ich leben! Wo ist die Gerechtigkeit?“

Und das Leben gab ihm zur Antwort: „Nimm sie!“ —

kleines Feuilleton.

c. Das „neue Weib“ in Japan. „Sogar die Japanerinnen sind es müde, nur der Ausschmückung des Lebens zu dienen“, erklärte jüngst Frau Hatoyama, die Gattin eines früheren japanischen Ministers. „Wie die vorgeschrittenen Frauen in der ganzen fernen Welt fangen wir an zu fühlen, daß es nicht unser Schicksal ist, nur zu schmücken, sondern auch nützlich und hilfreich zu sein.“ In der

Emancipation ihres Geschlechts hat keine Frau eine größere Rolle als Frau Katomaha selbst gespielt. „Mit dem „neuen Japan“ kam das „neue Weib“, sagt Frau Katomaha. „Wir fingen vor etwa zwanzig Jahren ganz klein an, nur eine Hand voll Frauen, die dachten, daß wir das gleiche Recht wie unsere Brüder hätten, unsere Körper und Geist zu entwickeln. Und jetzt haben wir viele Zehntausende „neuer Frauen“, und alle Arten Gesellschaften oder, wie man in Europa sagen würde, Klubs. Da ist die „Japanische Gesellschaft für die Kultur der Frauen“, die „Frauengesellschaft zur Förderung der Gesundheit“, die „Frauengesellschaft für Erziehung“, die „Frauengesellschaft zur Hilfe verlassener kranker Kinder“, die „Frauen-Temperanzgesellschaft“, das „Informationsbureau der Frauen“, die „Frauen-Union“, die „Frauenverbindung“, die „Damen-Gesellschaft zur Schulung der Arbeiterinnen“, die „Frauengesellschaft für körperliche Kultur“, die „Gesellschaft zur Verbesserung der japanischen Tracht“ und die „Urin-Gesellschaft“. Die interessanteste aller Gesellschaften ist die „Japanische Gesellschaft für die Kultur der Frauen.“ Sie wurde vor sechs Jahren begründet und zählt jetzt über 10 000 Mitglieder, die meist in den Provinzstädten und Dörfern des ganzen Landes wohnen. Die Gesellschaft bezweckt, Frauen und Mädchen mit geringen Mitteln zu helfen, die Studienkurse in unseren Normalschulen und Universitäten zu verfolgen. Die ersten Autoritäten der Litteratur, des Dramas, der Kunst, der Wissenschaft gaben uns in ihrem Fach besondere Kurse, die wir in Form von Zeitschriften-Litteratur herausgaben. Ein Mitgliedsbeitrag von etwa 66 Pf. monatlich wurde erhoben, und die Erziehung dauerte fünf Jahre. Dies hat für die japanischen Frauen Wunder gewirkt. . . . In Japan ist es bei den Frauen der besseren Klassen nicht Sitte, sich in den Augen der Männer besonders anziehend zu machen. Wir denken, unsere Mädchen sollten die Liebe ihrer Gatten durch die ihnen innewohnenden Tugenden und durch Bescheidenheit und Keuschheit gewinnen. Das „neue Weib“ und die Antibewegung haben dies Gefühl unter den japanischen Müttern eher noch gestärkt als geschwächt. Wir versuchen möglichst, von der europäischen Tracht abzuschrecken, und ich glaube, daß es uns gelingt. Die japanischen Frauen sehen in der europäischen Tracht nicht gut aus. Auch bei uns haben wir alte Jungferu. Das war vor einer Generation noch etwas Mierhörties, aber jetzt bleiben jedes Jahr mehr Mädchen unverheiratet. Die Frauenklubs machen unsere Mädchen anspruchsvoller in Bezug auf Männer. Je mehr Erziehung ein Mädchen erhält, um so schwerer gefällt ihr ein Gatte. Wenn sich ihr Wissen auf Algebra, Geometrie, Chemie, Poesie und Dramatik erstreckt, fängt sie an, Ideale zu haben und heiratet nicht den ersten, zweiten oder auch dritten Mann, den sie heiraten kann, und weil dann häufig der vierte gar nicht auftaucht oder nicht besser als die drei vorhergegangenen ist, zieht sie es vor, allein zu bleiben.“

— Die Nuraghi von Sardinien. Die große zu Italien gehörige Gebirgsinsel Sardinien bietet eine Lebenswürdigkeit, die jedem Besucher dieses Landes in die Augen fallen muß. Es sind dies die sogenannten Nuraghi, ungeheure Steinhausen, die sich in malarischem Durcheinander auf steilen Bergspitzen finden. Zuweilen gewähren sie einen großartigen Eindruck bei vielfachem Wechsel der Erscheinung: hier gleichen sie den Ruinen eines alten Schlosses mit zerfallenen Türmen, dort einem verunkelten Wartturm, an einer dritten Stelle wieder einem willkürlichen Gebilde der Natur, die eine ungeheure Masse von größeren und kleineren Blöden über den Boden ansgekreut zu haben scheint. Diese Plätze haben die Volkspheantasie mächtig angeregt und sind daher von tausenderlei Sagen umwoben. Auch mancher Dichter hat die Nuraghi besungen, die der Landschaft ein ödes, melancholisches Gepräge verleihen, als seien sie Gräber eines längst verschwundenen Volkes und Zeugen der menschlichen Vergänglichkeit. Die Wissenschaft hat an diesen Gebilden auch nicht vorüberzugehen vermocht, sondern hat sich nach mehr oder weniger genauer Untersuchung verschiedenartige Erklärungen zurecht gelegt. Schon im 15. Jahrhundert schrieb Decaprio darüber und bezeichnete die Nuraghi als altägyptische Gräber. Die gründlichste Untersuchung führte General La Marmora aus, der volle 40 Jahre darauf verwandte, alle Nuraghis, die er auffinden konnte, unzugabten. Er ist zu dem Schluß gekommen, daß diese Steinhausen die Ueberbleibsel von Bauwerken seien, die mehrfachen Zwecken nacheinander gedient hätten. Zuerst seien es punische Tempel für einen Feuerkultus gewesen, dann Warte- und Signaltürme, teilweise auch Gräber, die später in Festungen verwandelt wären. In dieser Erklärung ist so ziemlich alles enthalten, was man über die Entstehung der Nuraghi vermuten kann. Jetzt ist man durch die Fortsetzung der Untersuchungen mehr und mehr zu der Meinung gelangt, daß die merkwürdigen Gebilde in der Hauptsache Gräber darstellen, die aber von dem Volk gelegentlich auch als Tempel und als Festungen benützt worden sind. Auch unter der heutigen Bevölkerung Sardinien's scheint diese Ansicht vorherrschend, denn die Nuraghi gelten dort als Plätze, wo ungeheure Reichthümer im Boden verborgen seien. Das Alter der Gräber wird nach den letzten Forschungen in die vorgeschichtliche Zeit verlegt.

Anthropologisches.

— In der letzten Sitzung der „Anthropologischen Gesellschaft“ sprach Dr. Lissauer über die Anthropologie der A n a h o r e t e n Inseln. Die nahe am Äquator gelegenen sechs Inseln werden gewöhnlich zum melanesischen Archipel gerechnet, ob-

wohl die Reisenden, die sie kennen gelernt haben, übereinstimmend angeben, daß sich die Bewohner der Inselgruppe wesentlich von den Papua unterscheiden. Ihr Haar ist nicht in Büscheln angeordnet und nicht wollig, sondern dicht und schlicht, die Hautfarbe leicht kastanienbraun, die Nase lang und schmal, die Lippen nicht dick und nicht aufgeworfen. Die Sprache gleicht mehr der auf den Karolinen oder auch der samoanischen, als den melanesischen Sprachen, aber die Bewohner haben manche spezifisch papuanische Sitten; der Nasenknorpel wird bei beiden Geschlechtern durchbohrt, und als Hauptzierde der Frau gilt die Durchschlitung des Ohrfläppchens. Der Vortragende ging dann auf die Beschreibung von neuen Schädeln von den Inseln ein, die er untersuchen konnte. Auffallend ist, daß fast alle Schädel bei der Augenhöhle nahe an der Wurzel des Jochbogens durchbohrt sind. Die Löcher dienten zur Aufnahme von Gräsern und Blumen, mit denen die Schädel geschmückt wurden. Weitere Eigentümlichkeiten der Schädel sind, daß alle mehr oder weniger durch Einwirkung von Feuer gebräunt, und daß die in die Schädelkapsel führenden Oeffnungen durch eine weiche Masse verstopft sind. Alle diese Eigentümlichkeiten erklären sich aus dem Nest eines Ahnenkultus, dem Schädelkult, der in Melanesien sehr verbreitet ist. Von den 9 Schädeln ist nur einer langschädlig, 6 sind meso-, zwei brachycephal. Viermal findet sich eine deutliche Abplattung des Hinterhauptes; doch ist sie nicht die Folge einer absichtlichen Deformation. Bei einem der Schädel ist der Hinterhauptflügel in zwei Teile geteilt. Im ganzen entsprechen die Schädel den Beschreibungen, welche die Reisenden, von den Bewohnern der Inseln geben. Wir müssen letztere nach den Feststellungen von Volz zur polynesischen Bevölkerung rechnen. —

Humoristisches.

— Depeschenwechsel (eines Gläubigers mit seinem auswärtigen Schuldner). „Wollen Sie zahlen?“
 „Nein.“
 „Dann Klage, Lump.“
 „Lump — Injurie, zurücknehmen?“
 „Wenn zahlen, ja, sonst nicht!“
 „Nehme Vergleichen, behalte Lump, zahle nicht.“ —
 („Weggend, Hum. Bl.“)

— Börse n i z. Was ist der Unterschied zwischen einem Rollmops und einem Aufsichtsrat? — Der Rollmops ist für den Vater, der Aufsichtsrat für die Moge. —

e. St i l l b l ü t e. Im Schweizer Handels-Amtsblatt findet sich folgende Eintragung: „Unter dem Namen „Musikgesellschaft Weillach“ besteht mit Sitz in Weillach ein Verein, der den Zweck hat, durch musikalische Unterhaltungen und Uebungen ein gesellschaftliches Leben zu erstreben, das allen Anforderungen einer gehörigen Blechmusik entspricht.“

Notizen.

k. Die Akademie der Goncourt wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Laufe des November zum erstenmal zusammentreten; ihr Präsident Guyssmans wird demnächst seine Kollegen einberufen. Die erste Frage, mit der sich die neue Akademie beschäftigen wird, wird der „Goncourt-Preis“ sein, der bestimmt ist, das beste Prosawerk zu bekronen. —

— Die Renaufführung von Hebbels „Maria Magdalena“ im Deutschen Theater ist auf Dienstag, den 5. November festgesetzt worden. —

— Ein Offenbacher Cyclus wird im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater vorbereitet. Ein Einakter-Abend wird die Serie der Aufführungen einleiten; zur Darstellung gelangen: „Fortunios Lied“, „Frischen und Lieschen“ und „Dorothea“. Hierauf sollen folgen: „Perichole“, „Die Großherzogin von Geros-Hier“, „Pariser Leben“, „Schönwäcker“, „Toto“, „Die schöne Helena“, „Die Seufzerbrücke“, „Orpheus in der Unterwelt“. —

— W a g n e r s „Götterdämmerung“ wird im Brüsseler Theater de la Monnaie in „zwei verschiedenen Ausgaben“ vorgeführt werden. In der einen kommt das Werk stark gestrichen, ohne die Szenen der Korner und der Waltrante, für die große Menge zur Aufführung, in der andern ungekürzt für Remer. Für die Premiere hat man die ungekürzte Fassung gewählt, die dann in Zukunft einmal wöchentlich wiederholt werden soll. —

— Eine geologische Forschungsreise nach Neuseeland unternimmt der Züricher Professor Heim; er will die von ihm im Van der Schweizer Alpen erkannten Geseje am Fallengebirge der neuseeländischen Alpen prüfen. —

— Im Stolper Kreise (Winterpommern) wurden im letzten Sommer 4361 Kreuzottern gefangen und dafür 1000,25 M. an Prämien gezahlt; im Kreise Köslin war die Zahl der eingefangenen Kreuzottern nicht geringer. Es giebt eine ganze Anzahl von Landteuern, welche das Töten von Kreuzottern während der Sommermonate als alleinige Beschäftigung betreiben. Auch im Stadtwalde von Kolberg wurden im Laufe des Sommers 251 dieser Tiere getödet. —